Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 30 (1940)
Heft: 5

Artikel: Der Grenadier von Beresina [Fortsetzung]
Autor: Vallotton, Georges
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-636467

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 26.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Grenadier von der Beresina

Ein historischer Roman von Georges Vallotton

(Deutsch von W. Grossenbacher) 4. Fortsetzung

Das Wetter war klar, trotz des schon recht lebhaften Frostes. Gegen neun Uhr durchbrach eine fröhliche Sonne den Nebel, der die Bäume an den Quais entlang einwattiert hatte, und in diesem feinen Winterlicht hatte das Schauspiel dieser Truppen, die in vollkommener Ordnung aufgestellt waren, etwas wahrhaft Großartiges. Auf der Kuppel der Tuilerien knatterte die dreifarbige Fahne im Wind. Wir warteten, das Gewehr bei Fuß. Unsere Offiziere wandten sich uns zu, um ein letztes Mal den Zustand ihrer Abteilungen zu überprüfen. Da begannen, ziemlich weit auf unserer Rechten, die Trommeln zu wirbeln, und plötzlich standen die tiefen Massen unbeweglich. Man hätte das Summen einer Fliege hören können. Ein Kommando ertönte, und wie ein Blitz flogen die Waffen in die Höhe. Mit einem Schlag erglänzten Tausende von Bajonetten, und dann hörte man das Hämmern von Pferdehufen auf dem Pflaster. Kein Mann wandte den Kopf; aber jeder verspürte einen Schauder über die Haut laufen, als wir merkten, wie die Reitergruppe sich langsam näherte. Ohne daß es uns jemand gesagt hätte, erkannten wir alle, daß „Er" es war, der vor unsern Reihen durchritt. Das Herz schlug uns wild unter dem Rock, wenn auch auf unsern Gesichtern nicht ein Muskel zuckte.

In der Front meiner Grenadierkompagnie habe ich ihn auf wenige Schritte vor mir gesehen. Reitend auf einem kleinen Schimmel, trug er die grüne Uniform, über der Brust das breite Band der Ehrenlegion, dazu weiße Hosen und einen kleinen schwarzen Hut. Er ritt langsam vorüber. Sein Auge durchforschte die Reihen, überblickte jede Einzelheit in der Ausrüstung des Mannes und seiner Bewaffnung, und die Schärfe seines Blickes war derart, daß jeder sich angstvoll fragte, ob nicht vielleicht ein Staubkorn auf den bei Tagesgrauen gewichsten Schuhen oder auf noch beim Ausgang aus der Kaserne gebürsteten Rock geblieben sei.

Der Kaiser war klein von Gestalt, ziemlich dick, mit matter Gesichtsfarbe. Einige Schritte hinter ihm ritten seine Marschälle, Bessieres, Kommandant der Garde, Berthier, Prinz von Neuenburg, der an diesem Tage unsere rote Uniform trug als Generaloberst der Schweizer, und andere noch, die ich hier zum ersten Mal sah, deren Namen aber im Verlauf des Feldzuges noch oft genug genannt werden sollten.

Nach der Truppenschau defilierten wir im weiten Hof.

Napoleon stand am Fuße der Palasttreppe, seine Offiziere in einer Gruppe hinter ihm. Unsere Musiken spielten, während die Regimenter vorbeimarschierten und dann unter dem kleinen Triumphbogen des Carrousel durch in die Kasernen zurückkehrten.

Man darf wohl glauben, daß der Kaiser von unserer Haltung befriedigt war; denn als wir vorbeidefilierten, rief er mit lauter Stimme, um von allen gehört zu werden:

„Das ist eine schöne Kompagnie!" (Historisch.)

Wir hatten damals als Chef den Hauptmann Füßli, von Zürich, ein Offizier, der eben aus Spanien zurückgekommen war und der nicht an die Augen fror. Ohne Zögern antwortete er:

„Sire, sie ist ebenso gut wie schön, dafür stehe ich Ihnen ein!"

„Ist sie schon im Feld gewesen?"

„Ich habe keinen Grenadier, der nicht schon den Beweis der Treue und Tapferkeit geleistet hat!"

„Haben alle Ihre Grenadiere zwei Paar Stiefel in ihrem Sack?"

Das war eine der häufigsten Fragen des Kaisers, und da gab es nichts zu fackeln, denn oft genug ließ er stehenden Fußes eine Inspektion vornehmen. Füßli antwortete denn auch ohne langes Besinnen:

„Nein, Sire! Ein Paar haben sie im Sack, das andere an den Füßen. Diese Soldaten haben eben nahezu zweihundert Meilen durchmarschiert, und das dürfte genügen, um manche Schuhsohle abzulaufen!"

Darob mußte Napoleon lachen, war er doch ohnehin schon guter Laune von der Inspektion dieser prächtigen Regimenter.

Dieses kurze Zwiegespräch ist mir ins Gedächtnis eingegraben geblieben. Es war das erste Mal, daß ich den Kaiser sprechen hörte auf seine trockene, hämmernde Art und so rasch, daß man kaum Zeit hatte, ihm zu antworten. — Ich sollte diese Stimme erst viele Monate später wieder hören, unter weit tragischeren Umständen, damals, als sich das Geschick der Armee an den Steilufern der Beresina erfüllte.

Das Zeichen der Zufriedenheit des Kaisers, der Anteil, den er an unserm Regiment nahm — all das machte uns Freude und entschädigte uns reichlich für unsere Müdigkeit und Mühen, die wir aufgewendet hatten, um unserer Fahne Ehre zu machen.

Am Abend dieses gleichen Tages wurden unsere Offiziere von ihren Kameraden von der Kaiserlichen Garde eingeladen, während wir uns mit den Soldaten zusammensetzten zu einem großen Festmahl, das sie uns anboten. Hier nun machte ich Bekanntschaft mit diesen Leuten, meist alten Soldaten. Alt waren sie freilich nicht nach der Zahl der Jahre, wohl aber nach der Menge der Feldzüge, die sie mitgemacht hatten. Die ebenso fröhliche wie wohlbegossene Mahlzeit kam gerade recht, um uns von den Mühen und Aufregungen des Tages wieder herzustellen.

Wir Grenadiere verschiedener Korps verbrüderten uns, und wir Jungen hörten nicht ohne Bewunderung die Erzählungen der Veteranen, die bei uns saßen und schier mit Zärtlichkeit von Feldzügen sprachen, in denen sie sich ausgezeichnet, die ruhmreichen Namen von Schlachten aufzählend, an denen sie teilgenommen hatten.

Einige von ihnen waren bei Austerlitz dabeigewesen, andere bei Jena, Friedland, und diese Namen — hier vorgebracht — erfüllten uns mit Achtung. Diese Leute hatten schon vergessen, was Schlachten kosten. Ein paar narbige Graubärte sprachen aber doch von der Heimkehr, auf die sich sich freuten. Sie waren immerhin selten. Die Mehrzahl dieser Soldaten war vom Leben im Feld und vom Regiment völlig gepackt und sah in der Truppe etwas wie eine zweite Familie.

In den folgenden Tagen hatten wir Zeit, die Stadt nach Belieben zu durchstreifen. Denkmäler, Plätze, der Name gewisser Straßen erweckte unsere Neugierde. Hier also war es, wo sich die tragischen Ereignisse abgespielt hatten, deren Echo bis in unsere Dörfer gedrungen war. Dieser gleiche Tuilerienpalast, vor dem wir defiliert hatten, war von den Schweizern am 10. August verteidigt worden; hier hatten meine beiden Großonkel ihre Pflicht bis zum Letzten getan, um dann bei den Metzeleien im September feige ermordet zu werden.

All dies schien schon fernab zu liegen. Paris war so ruhig, daß es uns schier traurig vorkam. Und dann schien, trotz den in der Stadt zusammengezogenen oder durchmarschierenden Truppen, trotz den verbrämten Uniformen, die man auf Schritt und Tritt in den Straßen begegnete, eine Art Traurigkeit über allen Geistern zu liegen. Es gab, vor allem unter der Bürgerschaft, so viele alte Männer und Frauen in Trauerkleidung, daß wir darob manchmal recht nachdenklich wurden.

Der Njemen.

Wir sind in Paris geblieben bis Mitte Januar des Jahres 1812; dann marschierten wir unter dem Befehl des Obersten Castella aus Freiburg, der den alten, im Depot zurückbleibenden Segesser ersetzte, weiter nach Norden, über Lüttich, Düsseldorf, Hannover auf Magdeburg, wo sich unsere vier Regimenter vereinigen sollten. Inzwischen war der Winter gekommen, und der lange Marsch durch die starke Kälte war recht mühsam. In Magdeburg, wo wir gegen Mitte März ankamen, war es immer noch 10 Grad kalt. Wahrlich, wir waren weit weg von der Sonne von Marseille! Immerhin hatten bisher die getroffenen Maßnahmen, die Tatsache, daß wir ein dicht bevölkertes und reiches Land durchzogen, die Freude an all dem Neuen — dies alles hatte uns geholfen, über manches Unbequeme hinweg zu kommen. Die Truppen waren voller Schwung. Man marschierte drauflos, ohne sich um das gesteckte Ziel zu kümmern, ja selbst ohne zu wissen, welchen Feind wir bekämpfen sollten.

Von Magdeburg weg aber und je weiter wir ostwärts vordrangen, desto mehr änderten Wetter und Umstände; die Gegenden wurden ärmer, die Bewohner unfreundlicher, oft sogar feindselig. Der Kälte war, fast ohne Uebergang, eine drückende Hitze gefolgt. Ueberall durchzogen Truppen und lange Wagenzüge das Land. Man hätte an eine Völkerwanderung denken können. An die Kriegsfuhrwerke waren Ochsen gespannt, die geschlachtet werden und so die Truppen mit frischem Fleisch versorgen sollten. Aber die armen Tiere sahen erbarmungswürdig aus. Mager und dürr, nur noch die Haut auf den Knochen, schleppten sie sich fort, mit geiferndem Maul, und zu Hunderten brachen sie zusammen, erschöpft, ehe sie auch nur den vierten Teil des Weges, den sie hätten leisten sollen, zurückgelegt hatten.

Von einer Etappe zur andern waren wir endlich in Stettin angekommen. Nicht weit von der Ostsee. Einen Augenblick marschierten wir sogar dem Meer entlang, glücklich, es wiederzusehen. Aber welch ein Unterschied zwischen der Ostsee und dem Meer bei Marseille! Während dort unten der Mistral das dunkelblaue Meer unter der leuchtenden Sonne mit Schaum beflockte, während die Felsen der Reede bis zur Ile d'If hinaus am Morgen erröteten und sich gegen Abend rotviolett färbten, während der Frohmut und die Freude der glücklichen Provence rings um uns in den lebhaften Farben des Hafens, in der saftigen Sprache der Südländer, im Lächeln der Frauen aufsprühten, erschien uns hier alles grau und trübe in diesen sandigen Küstenstrichen, wo die Dörfer selten waren und wo man uns ungern, ja fast wie Eindringlinge aufnahm.

So weit wir aber auch schon gekommen waren, so lag doch unser Ziel noch weit vor uns. Wenn ich meine Aufzeichnungen nachsehe, so finde ich von hier an nur noch Namen, die keine Spur mehr im Gedächtnis hinterlassen haben, wie Stargard, Konitz, Junkersdorf, und andere mehr, bevor wir in die gewaltige Ebene von Mewe an der Weichsel vorstießen. Hier wurden wir am 22. Mai an einer Truppenschau von Marschall Oudinot inspiziert, der von da an unser Armeekorps führen sollte.

Ich erinnere mich jenes Datums wegen eines jener Zwischenfälle, die oft die Eintönigkeit eines Marsches unterbrechen und selbst die trübseligsten Leute wieder aufheitern.

Es war Befehl gegeben worden, daß wir in großer Uniform für die Inspektion antreten sollten. Das Regiment machte eben in einem kleinen Dorfe Halt, und die ganze Bevölkerung, vorab die Frauen, stand auf der Straße, um die fremden Soldaten zu sehen.

Unsere Leinenhosen zu wechseln gegen andere von dickem und schwerem Stoff, dazu noch in dieser Hitze — das entzückte uns durchaus nicht und rief kräftigsten Protesten. Aber der Befehl war nun einmal unumstößlich, und so sah man denn bald Grenadiere und Schützen sich unter Scherzworten und Späßen mitten im Dorf ausziehen.

Das mußte man gesehen haben: erst die Ueberraschung und dann die kopflose Flucht der guten Bäuerinnen, wie sie sich retteten, die Hände vor den Augen, plappernd in ihrer Sprache und noch lauter lachend als wir selber!

Es gibt doch oft köstliche Augenblicke im Dienst!

Zu dieser Zeit kannten wir noch nicht die Bestimmung all dieser so fern im Osten zusammengezogenen Truppenabteilungen. Aber trotz der Traurigkeit dieser fast wüstenähnlichen Weiten, in die wir einzogen, erfüllten uns diese prächtigen Truppen, die wie ein endloser Sturzbach daherrollten, mit hohem Vertrauen, und wir waren stolz darauf, zur Großen Armee zu gehören.

Inzwischen war der Kaiser in Warschau angekommen. Rußland sollte der Krieg erklärt werden. Nun waren wir also im klaren über das Schicksal, das uns bevorstand.

Zwei Ereignisse nur sind mir noch im Gedächtnis geblieben. Als Korporal unserer Gruppe hatten wir einen Mann aus dem Ormont, der schon mehrere Jahre gedient hatte und den Krieg in Spanien mitgemacht hatte. Solange wir in Marseille waren und selbst noch auf dem Marsch nach Paris, war er immer geblieben wie damals bei meinem Eintritt, ein frohmütiger Bursche, der den singenden Tonfall seiner Berge bewahrt hatte und bei guter Gelegenheit gern einen Schluck trank. Seitdem wir aber Frankreich verlassen hatten und je weiter uns der Marsch nach Osten führte, desto mehr hatte sich sein Gemüt verändert. Er sagte oft zu mir: „Siehst du, Abraham, das Bier, das sie hier haben, macht einen traurig!" Seine Fröhlichkeit fand er nur wieder, wenn wir die glücklichen Zeiten von Marseille heraufbeschworen. Seit wir aber durch die Heiden und Ebenen unter dem bleiernen Himmel zogen, war er noch düsterer geworden, wie wenn ihn etwas aufzehren würde; aber keiner wußte die Ursache seiner Leiden.

Eines Morgens, als wir aus einem armen Dorf auszogen, fanden wir ihn leblos hinter einer Hütte. Er hatte sich mit seinem Gewehr eine Kugel in den Kopf gejagt. Unter den armen Habseligkeiten, die wir aus seinem Sack hervorholten, um sie seinen Eltern zuzustellen, fand sich ein Brief einer Frau aus Marseille. Sie gab ihm sein Wort zurück, da seine Abwesenheit zu lange dauerte. Das war der Grund zu seiner Traurigkeit. Der Arme hatte zuviel Kummer gehabt und ihn nicht ertragen können. Wir haben ihn dort oben begraben, in diesem fremden Ort, so fern von seinen Bergen, von denen er uns immer gesprochen hatte.

Dieser elende Tod eines Kameraden, den wir gern hatten, machte einen tiefen Eindruck auf uns, um so mehr, als die Mühen und Nöte dieses endlosen Zuges unsere Reihen fürchterlich gelichtet hatten.

Da ich eine anständige Bildung hatte, ein guter Schütze war und vor allem, weil ich einen Bericht abfassen konnte,

wurde ich zum Korporal vorgeschlagen, als Ersatz für unsern armen Kameraden aus dem Ormont. So habe ich meinen ersten Grad erhalten.

Wir kamen dann durch eine Gegend, die übersät war mit winzigen Seen und durchrieselt von kleinen Bächen. War es der Anblick dieses fließenden Wassers zwischen den mit Weiden und Birken bepflanzten Ufern, war es das Geschick unseres Landsmannes — ich weiß es nicht; aber oft fühlte ich mich von einer solchen Traurigkeit ergriffen, daß ich sie nicht bemeistern konnte. Seit unserer Abreise von Paris hatte ich nur einen einzigen Brief bekommen. Ich trug ihn stets bei mir, und diese Liebesworte meiner Braut, die ich immer wieder las, verbrannten mir das Herz, je weiter die Entfernung zwischen uns wurde. — Meiner Großmutter ging es seit meinem Weggang nicht mehr gut, und das war für mich noch ein Kummer mehr. Der Bach mit seinem klaren Wasser, die Schmiede, in der ich in der Freude meines Traumes gearbeitet hatte, das gewohnte Bild meiner lieben Berge, — ach, wie fern war das alles!

In dieser Zeit erlebte ich auch ein seltsames Abenteuer. Wir waren in Ostpreußen schon über die kleine Stadt Marienwerder hinausgekommen, und ich war beauftragt worden, mit meiner Gruppe in einem etwas abseits von der Heerstraße gelegenen Schlosse ein paar Ochsen zu requirieren. Man muß sagen, daß bisher — getreu den erhaltenen Befehlen — unsere Schweizer Regimenter auf diesem Zug durch ein verbündetes Land strengste Ordnung gewahrt hatten, und wir waren dabei gut gefahren. Die Bevölkerung nahm uns besser auf als andere Truppenkorps, und erst nachdem uns das Unglück getroffen hatte, wandten uns die Preußen den Rücken. Allmählich aber waren in einzelnen Heeresabteilungen, trotz allen Anstrengungen der Führer, die Desertationen recht zahlreich geworden und eine ständig wachsende Menge von Plünderern lebte auf Kosten der Bauern, raubte einsame Höfe aus und ließ sich oft zu schweren Verbrechen hinreißen, die immer schwieriger zu unterdrücken waren. Als ich nun mit meiner kleinen Truppe in dem Schloß ankam, wurde ich zuerst mit sehr begreiflichem Mißtrauen empfangen. Als ich jedoch meinen in aller Ordnung ausgestellten Requisitionsschein vorwies, ließ man uns in den Hof eintreten. Das war nun ein Landsitz üblicher Art mit großen Landwirtschaftsgebäuden, die sich um ein festes Wohngebäude — halb Wohnung, halb Festung — gruppierten; das Ganze war umgeben von breiten Wassergräben, in denen die Frösche quackten.

Wir mußten die Nacht in diesem Orte zubringen, und der kurze Halt in dieser friedvollen Umgebung gefiel uns gar wohl. — Unsere Leute wurden rasch untergebracht. Da mehrere von ihnen Deutsch sprachen, waren sie bald heimisch mit den Landarbeitern des Gutes und gingen ihnen mit Rechen und Gabeln bei der Heuernte zuhilfe. Ein paar schlauere Kerle saßen derweil in der Küche beim Gemüseputzen und Kartoffelschälen inmitten der netten Gutsmägde, die sich bald vom Schrecken dieser friedlichen Ueberrumpelung erholt hatten und nun hellauf lachten über das Französische, das sie nicht verstanden, das ihnen aber durchaus nicht barbarisch vorkam bei diesen jungen Soldaten, die ja nur mit ihnen scherzen wollten.

Ich war derweil ganz gewohnheitsmäßig den Gräben entlang geschlendert und dabei in eine Art Park geraten, der mit schönen Bäumen bepflanzt war und durch dessen Mitte ein kleiner Bach floß, mit klarem, durchsichtigem Wasser, und dieser Anblick in dieser friedlichen Natur versetzte mich unwillkürlich in mein heimatliches Tal, als ob ich nicht Hunderte von Meilen von daheim entfernt gewesen wäre. Als ich mich umwandte, um ins Schloß zurückzukehren, blieb ich überrascht stehen, gepackt von einer Gemütsbewegung, daß ich mich einen Augenblick fragen mußte, ob ich nicht im Wachen träume. Vor mir näherte sich durch die Allee eine weiße Gestalt, und ihr Schnitt und Schritt war ganz wie der von Alice, als ich ihr vor meinem Weggang begegnet war. — Mein Gott, ist das möglich? ... Ich blieb wie an die Stelle gefesselt. Als das Mädchen bis auf wenige Schritte herangekommen war, grüßte ich, und so verstört war ich dabei, daß ich unbewußt Französisch sprach. Zu meiner größten Ueberraschung antwortete sie mir ohne die geringste Schwierigkeit in der gleichen Sprache, und als sie mein Erstaunen gewahrte, ohne doch dessen tiefste Ursache zu kennen, fügte sie bei:

„Sie sind also hier in Garnison, mein Herr?"

Sie hatte eine singende Stimme, wie die einer Südfranzösin. Und sie fuhr fort:

„Ich merke wohl Ihr Erstaunen, mich in Ihrer Sprache reden zu hören. Aber ich bin Französin. Meine Eltern sind ausgewandert, als ich noch ganz klein war. Wir haben hier ein Asyl gefunden. Mein Vater ist Gutsverwalter geworden, die Mutter ist gestorben, ohne ihre Heimat wiedergesehen zu haben. Wir können nicht mehr nach Frankreich zurück; denn die Revolution hat uns zugrunde gerichtet, wie es scheint."

Während sie in einem leicht fremdartigen Tonfall sprach, betrachtete ich sie und sah, wie sehr mich die Aehnlichkeit mit Alice auf die Entfernung hatte täuschen können, weil ich das Herz voll hatte von der Abwesenden und weil mich am Ufer dieses friedlichen Baches meine Einbildungskraft für einen Augenblick in die Heimat hatte zurückversetzen können. Wie kann man doch bisweilen das Spielzeug seiner Gedanken werden!

Als wir dann ins Schloß zurückkehrten, begegneten wir dem Vater des Mädchens. Das war ein stattlicher Mann mit bereits silbernen Haaren. Er hatte die Ochsen, die wir am andern Tag fortführen sollten, bereit stellen lassen, und er war, glaube ich, ganz glücklich, wieder einmal seine Sprache sprechen zu können. Nachdem er meinen Requisitionsschein unterzeichnet hatte, sagte er mit sichtlich gerührter Stimme:

„Sie gehören zu einer Armee, in der auch ich einst gedient habe. Aber seither ist so vieles geschehen ... Ich habe unsere Soldaten vor fünf Jahren wieder gesehen. Sie sind damals ganz nahe von hier durchgezogen vor den Schlachten von Eylau und Friedland; aber sie fochten unter der dreifarbigen Fahne .."

Dann hörte ich ihn wie für sich selber murmeln:

„Jetzt ist es zu spät, zurückzukehren ... Ich habe kein Vaterland mehr ..."

Mich rührte dieser stumme Schmerz. Das war also auch einer jener Emigranten, wie ich ihrer als Kind so viele hatte durch unser Dorf ziehen sehen, um Frankreich während der Revolution zu verlassen. Seither waren Jahre vergangen. Viele von ihnen waren zurückgekehrt, andere hatten sich in der Fremde eine neue Existenz geschaffen und waren, einmal entwurzelt, da geblieben, wo sie das Schicksal hingeworfen hatte, wie ein vom Wind verwehtes Blatt. Ein seltsames Geschick hatte es gefügt, daß dieser Edelmann, der sein Land im Glauben daran verlassen hatte, seiner Pflicht und seinem König zu dienen, nun so fern von der Heimat die einstige republikanische und nun kaiserliche Armee zum zweiten Male wieder sehen konnte, diesmal auf dem Marsch in einem Feldzug, der zweifellos außergewöhnlich werden mußte.

Am Abend war ich der Gast dieses Mannes und seiner Tochter, während meine Leute ihr Essen und Besteck in der großen Küche vorfanden. Mein Gastgeber war weit besser als wir auf dem laufenden über die Ereignisse, die sich vorbereiteten, und er war beunruhigt und besorgt darob. Er legte mir seine Ansichten über den Feldzug nach Rußland dar, schilderte das harte Klima dieses Landes, seine dünngesäte Bevölkerung, die arm und in Unwissenheit versunken war. Er hatte 1807 die russischen Soldaten gesehen, er kannte ihren fanatischen Mut im Feuer, die Stärke ihrer Infanterie und die Beweglichkeit ihrer Kavallerie.

Fortsetzung folgt.